5 Pfennig.
Vormittags-Ausgabe.

Kriegs-Zeitung

5 Pfennig.
Vormittags-Ausgabe.

General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen

Verlagsgebäude: Gr. Ulrichstr. 14, Ecke Hochrichtstraße 12 bis 14 bezw. Hölbergasse 1. Eingang für Verlag, Expedition und Druckerei: Hochrichtstraße; für Redaktion: Hölbergasse. — Fernsprechanschlüsse: Verlag Nr. 1218. Redaktion Nr. 423, Expedition und Druckerei Nr. 512. — Hauptfilialen: Obere Leipzigerstr. 34 (Tel. Nr. 1355) und Burgstr. 7, in Giebichenstein (Tel. Nr. 1405). — Verantwortlich für die Redaktion: Konrad Pohl in Halle S.

Nummer 44 | Halle a. S., Montag den 5. Oktober | 1914

Die Russen völlig geschlagen!

Nicht 2000, sondern 3000 Gefangene. — Reiche Geschützbeute.

(W. T. B.) Königsberg (Pr.), 4. Oktober. Das stellvertretende Generalkommando in Königsberg hat vom Generalstab die Ermächtigung erhalten, über die bereits gemeldeten Kämpfe bei Augustow folgende ergänzende Meldung in die Presse zu bringen: Die Russen sind in dem zweitägigen Kampfe bei Suwalki am 1. und 2. Oktober völlig geschlagen worden. Sie verloren 3000 Gefangene, 18 Geschütze, darunter eine schwere Batterie, sowie viele Maschinengewehre, Fahrzeuge und Pferde.

Vordringen unseres rechten Flügels in Frankreich.

(W. T. B.). Großes Hauptquartier, 4. Oktober abends. Auf dem westlichen Kriegsschauplatz geht der Kampf am rechten Heeresflügel und in den Argonnen erfolgreich vorwärts.

Operationen vor Antwerpen und auf dem östlichen Kriegsschauplatz vollzogen sich planmäßig und ohne Kampf.

Die inneren Antwerpener Forts im Feuer.

Haag, 4. Oktober. Endlich geben die Belgier in diplomatisch gehaltenen Meldungen die deutschen Erfolge vor Antwerpen zu: zwar nicht mit dürren Worten, sondern durch das Geständnis, daß die belgischen Truppen östlich der Senne auf die Nethe zurückgehen mußten. Oestlich der Senne liegen aber die genommenen Forts, hinter ihnen fließt die Nethe. Die amtliche belgische Meldung ist mithin eine Bestätigung der deutschen. Privatmeldungen lassen keinen Zweifel darüber, daß in der vergangenen Nacht der Angriff auf den inneren Festungsgürtel bereits begonnen hat. (W. Z.)

Das Bombardement von Lierre.

Wieder eine Taube über Antwerpen.

(W. Z.) Haag, 4. Oktober. Das Bureau Reuter und die belgische Presse dürfen noch nichts von dem Fall der Antwerpener Forts melden. Nach deren Meldungen werden die deutschen Angreifer angeblich immer noch mit schweren Verlusten abgeschlagen. Zugegeben werden nur die Verwüstungen in Lierre durch die deutsche Artillerie.

Am Freitag wurde bei Verfolgung einer Taube, die über Antwerpen erschienen war, in der Stadt viel Unheil angerichtet. Die auf die Taube gerichteten Granaten fielen teilweise in die Straßen, verletzten und töteten mehrere Menschen. Eine Granate durchschlug das Dach eines Hauses, ohne zu explodieren. Die Taube warf von Beseler gezeichnete Proklamationen in französischer und flämischer Sprache herab, worin den Soldaten mitgeteilt wird, daß sie durch die Franzosen und Engländer betrogen wurden und daß die Russensiege eine Erfindung der belgischen Presse seien. Die Stadt Lierre hat durch die Beschießung des gleichnamigen Forts schwer gelitten, besonders ein Gasthaus, in dem 150 Verwundete lagen. 10 Soldaten und mehrere Frauen wurden getötet. Viele verwundete Soldaten mußten in die Keller flüchten. Es regnete geradezu Bomben. Die Verwundeten mußten in Automobilen nach Antwerpen gebracht werden.

Das Verhalten unserer Truppen in Belgien.

Christiania, 4. Oktober. Im „Aftenposten" veröffentlicht ein norwegischer Ingenieur, der aus Belgien gekommen ist, einen Bericht, wonach Meldungen von deutschen Grausamkeiten, von denen die Auslandspresse voll sei, mit größtem Vorbehalt aufgenommen werden müßten. Er habe derartiges nicht gesehen. Das Benehmen der deutschen Soldaten wie der Offiziere in Brüssel sei tadellos.

Deutsche Marken in Belgien.

(W. T. B.) **Berlin, 4. Oktober.** Für den Postverkehr im Bereiche des Kaiserlich deutschen Generalgouvernements in Belgien werden Freimarken Deutsches Reich zu 3, 5, 10 und 20 Pf. sowie einfache Postkarten und Weltpostkarten zu 5 und 10 Pf. mit dem Aufdruck Belgien und der Wertangabe 3, 5, 10 und 25 sowie 5 und 10 Centimes verwendet werden. (Zu Sammelzwecken werden solche Wertzeichen in einigen Tagen bei der Kolonialwertzeichenstelle des Briefpostamts, Berlin C 2, Königstraße 61, zum Verkauf gestellt.)

Die deutschen Stellungen an der Aisne.

Warum die Schlacht so lange dauert.

Paris, 4. Oktober. Der „Matin" vom 1. Oktober bringt einen Leitartikel zum Verständnis der Schlacht an der Marne mit einem Querschnittbild eines deutschen Schützengrabens und schreibt: Betrachtet genau dieses Bild, und Ihr werdet verstehen, warum die Schlacht an der Marne so lange gedauert hat und die Schlacht an der Aisne noch dauert. So sehen die deutschen Gräben aus! Die Infanterie richtet sich in richtigen kleinen Festungen ein, geschützt vor dem Gesehenwerden und vor den Kugeln. Das Regenwasser fließt in einen hinteren Abflußgraben, und die Leute können sitzen und schlafen. Weder unsere Artillerie noch unsere Infanterie kann die Deutschen, so eingegraben, sehen. Die Granaten sind nur wirksam, wenn sie genau in den Graben fallen. Hier wird der Angriff zur Jagd. Die Gefahr wächst überall aus dem Boden heraus. Bevor man den Feind besiegt, muß man ihn ausgraben. Bedenkt ferner, daß die deutsche Artillerie ebensolche befestigte Stellungen hat und von Drahtverhauen umgeben ist, und daß zwischen den Geschützen Maschinengewehre auf unsere Stürmer lauern, sowie daß hinter den Feldgeschützen die schwere Artillerie steht, deren große Tragweite jeden Rückzug mit einer Feuermauer deckt. Denkt an alles, und Ihr werdet begreifen können, was für Anstrengungen es kostet, eine Armee, die so Fuß gefaßt hat, aus ihren Stellungen zu vertreiben. (W. T. B.)

Graf Zeppelin — Kommandeur der Luftflotte.

(W. T. B.) Nach einer Meldung des „Berl. Tagebl." aus Christiania, die der „Aftenposten" entnommen wird, soll Graf Zeppelin nach Pariser Meldungen an der Front eingetroffen sein, um selbst den Oberbefehl über das Luftwesen zu übernehmen.

Die Schlachtlinie der Franzosen habe ungefähr eine Ausdehnung von 500 Kilometer. Der Feind sei wiederum zur Offensive übergegangen.

Deutsche Brücken über die Maas.

Turin, 4 Oktober. „Daily Expreß" erhält aus Gent die Nachricht, daß die Deutschen fünf große Brücken bei Eivet und Namur über die Maas geschlagen haben. (B. T.)

Vertreibung der Russen aus Ungarn.

Wien, 4. Oktober. Aus dem Marmarosser Komitat sind die Russen vollständig vertrieben. Sie flohen in Unordnung. Besonders große Verluste erlitten sie bei Ekermezö. Ein Kampf bei Kösömezö ist im Gange. Unsere Aussichten stehen dort schon so gut, daß der Sieg gewiß ist. Teilweise beginnt dort schon der russische Rückzug. In den Wäldern versteckte kleine Gruppen wurden gefangen genommen und andere niedergemacht. (W. Z.)

Die Serben auf dem Rückzug.

(W. T. B.) Wien, 5. Oktober. (Nichtamtlich.) Nach einer amtlichen Mitteilung wurde im Zusammenhang mit der gegen die im östlichen Bosnien eingedrungenen serbischen und montenegrinischen Kräfte eingeleiteten Offensive 2 montenegrinische Brigaden nach 2tägigen heftigen Kämpfen völlig geschlagen und nach Foca zurückgeworfen. Sie befinden sich in panikartigem Rückzuge. Bei der Verfolgung wurden mehrere österreichische Patrouillen in einem bestialisch zerstümmelten Zustande aufgefunden. Im nördlichen Abschnitt gelang die Gefangennahme eines serbischen Bataillons.

(W. T. B.) Frankfurt a. M., 4. Oktober. Die „Frankft. Ztg." meldet: Aus Nisch kommt die Nachricht, daß die Serben und die Montenegriner ihre Stellungen auf den Romaniahöhen, die Serajewo von Nordosten beherrschen, räumen mußten, da sie gegen die schwere österreichisch-ungarische Artillerie nicht zu halten waren.

(W. T. B.) **Wien, 4. Oktober.** Die „Südslaw. Korr." meldet aus Serajewo: Serbische Kriegsgefangene stimmen darin überein, daß die politische und militärische Lage Serbiens überaus ernst sei. Nur mit Gewaltmitteln gelinge es der um den Kronprinzen gescharten Offizierspartei, den allgemeinen Zusammenbruch zu verhindern. Die völlig erschöpfte Bevölkerung des Landes wünsche das Ende des Krieges herbei.

Der Zar auf dem Kriegsschauplatz.

(W. T. B.) Petersburg, 4. Oktober. (Petersburger Tel.-Agentur.) Der Kaiser hat sich nach dem Kriegsschauplatze begeben.

Englische Minen in der Nordsee.

London, 4. Oktober. Die englische Admiralität teilt mit, daß sie sich gezwungen sieht, in einzelnen Teilen der Nordsee Minen zu legen und warnt die neutrale Schiffahrt vor deren Gefahr. (W. Z.)

Wieder ein englischer Dampfer auf eine Mine geraten.

(W. T. B.) Nach einer Lloyd-Meldung aus Ostende ist der englische Dampfer „Dawdon" auf der Fahrt von Hull nach Antwerpen in der Nacht vom 2. auf den 3. Oktober auf eine Mine geraten und gesunken. 9 Mann der Besatzung werden vermißt, 8 wurden von einem Fischerdampfer aufgenommen und nach Ostende gebracht.

Unsere Auslandskreuzer an der Arbeit.

Berlin, 4. Oktober. Amtlich wird vom französischen Marineministerium mitgeteilt:

Bordeaux, 3. Oktober. Die deutschen Kreuzer „Scharnhorst" und „Gneisenau" sind am 22. September vor Papeete auf Tahiti erschienen und haben das kleine Kanonenboot „Zélée", welches seit dem 14. September abgerüstet im Hafen lag, in den Grund geschossen. Hiernach beschossen sie die offene Stadt und fuhren zurück.

Die Mitteilung drückt weiter die Hoffnung aus, daß die beiden deutschen Kreuzer bald Kohlenmangel haben werden. Hierzu wird mitgeteilt, daß Papeete durchaus keine offene Stadt ist, daß sie vielmehr ein Fort und drei Batterien mit 20 Geschützen verschiedenen Kalibers besitzt. (B. T.)

(Tahiti (Otahaiti), ist die größte und wichtigste der französischen Gesellschaftsinseln im Stillen Ozean. Die Gesellschaftsinseln liegen östlich von Samoa zwischen 17,30 Grad und 17,53 Grad südlicher Breite und 149,6 Grad bis 149,38 Grad westlicher Länge.)

(B. T. B.) **London, 4. Oktober.** Die „Times" meldet aus Lima:

Der deutsche Dampfer „Marie" ist in Callao mit der Bemannung des Dampfers „Banfield" eingetroffen, der an der Nordküste von Peru durch den deutschen Kreuzer „Leipzig" in den Grund gebohrt wurde. Der Dampfer „Banfield" führte 6000 Tonnen Zucker für Liverpool an Bord. Die Ladung hatte einen Wert von 120 000 Pfd. Sterling.

(W. T. B.) Das Reutersche Bureau meldet aus Valparaiso: Der deutsche Kreuzer „Leipzig" hat das englische Schulschiff „Elsinor" in den chilenischen Gewässern am 15. September in den Grund gebohrt. Die Mannschaft wurde in Galapagos an Land gesetzt.

Die Festhaltung eines norwegischen Dampfers in Brest.

Christiania, 3. Oktober. Der Kapitän des von den Franzosen im atlantischen Ozean aufgebrachten und nach Brest geschleppten norwegischen Dampfers „Bennefinet" telegraphiert an seine Reederei, die französischen Behörden hätten seine Papiere beschlagnahmt und ihm verboten, an Land zu gehen. Die Reederei versucht jetzt auf diplomatischem Wege, ihr Schiff frei zu bekommen, damit es in Norwegen löschen kann. (B. T.)

Ein Aufruf an Schweden und Norwegen.

Christiania, 4. Oktober. Professor Karl Lehmann-Göttingen, Mitglied der wissenschaftlichen Akademie Christiania, veröffentlicht heute im „Morgenbladet" einen Artikel „Deutschland und der Krieg", in dem er fordert, daß auch Schweden und Norwegen in ein Vertretungsbündnis miteinander gegen die gemeinsame Gefahr im Osten treten, um die eigene Freiheit und Kultur gegen Rußland zu bewahren.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853246-191410057/fragment/page=0001

Kriegsgefangen in Reims.

(Fortsetzung und Schluß.)

Der Abschied und die Gefahr.

Der Morgen des 15. September zeigte uns ein recht unfreundliches Gesicht. Die schlecht verbrachte Nacht rächte sich. Viele Verwundete klagten über Kälte und Schmerzen. Draußen rauschte wieder der Regen, und ließ nur fern mehr vereinzelte Kanonenschüsse hören. Man versicherte uns, die französischen Verwundeten hätten bereits allen Kaffee eingetrunken, und Verbandstoff sei überhaupt keiner mehr zu haben. Der „Eclaireur de l'Est" lag plötzlich auf unserem Tisch. Verdammte Zeitungslestern!

„Retraite générale des armées allemandes — Elles abandonnent leurs armes et leur matériel — L'offensive belge reprend avec acharnement — Les Russes sont devant Posen et Breslau et ont fait 120000 Autrichiens prisonniers — Les Serbes en occupé Semlin!"

Mich packt eine finnlose Wut. Das ist Lüge, Lüge, Lüge! schreie ich, wie wahnsinnig, „o ihr verdammten Lügner!"

Jetzt kommen aufgebläsene Leute: „Fertig machen, toute de suite, abfahren!" war der Befehl an den Kaplan und an mich. Das war wie ein Bluturteil, das Herz stockte uns. Nicht unterzeichnen, wie war es uns gleich, was uns geschah, wenn ein Jünkischer von dem wahr war, was da stand, aber wie, wie nur konnten wir diese beiden Männer verlassen, da in ihren Matratzengrüften, deren Zustand sich täglich verschlechtert hatte, und die uns Freunde, Brüder geworden waren, in den wenigen Tagen, die zurückbleiben sollten, mußten.

Heute war der Geburtstag des Kaplans, auch am Morgen hatte der Hauptmann mit wehem Humor und vieler Mühe ein Blättchen gezeichnet mit einem Lorbeerkranz und einem friedlichen Flecken Land darauf, und sich selbst als „Armer Lazarus I." unterschrieben. Wir zwei hatten es müßsam versucht, ihm, der sich trampfhaft aufrecht hielt, es gleich zu tun. Jetzt trab der tapfere, tapfere Mann zusammen; fast durch seine Wunde schon dem Tode oder stetem Siechtum zweifelt, zurückbleibend mit einem Leidensgenossen und dem hundertneun Burschen, für den ihm die Verantwortung am Herzen nagte, in einer Stadt, die vor der Zerstörung durch seine Freunde stand, das war zu viel für ihn, der Uebermenschliches ertragen, um der Mutter, der Braut mit allen Fiebern sein Leben zu erhalten. Der Kaplan und ich, wir mußten uns gegenseitig halten, nicht durch den fast unabwendbaren Aufwall unserer Wut das Leben aller unserer Verwundeten zu gefährden.

Wir wurden in ein Auto des „Croix rouge" gesetzt und zum Bahnhof geschafft. Mit allen anderen deutschen Verwundeten; nur noch den Typhuskranken überließ man seinem Schicksal. Becker winkte uns vom Fenster seinen letzten Gruß seiner Herren herunter — —

Es war eine erbärmliche Prozession von Gefangenen, die die Herren Franzosen da erwischt hatten, die in dem Bahnhof auf den Bahnsteig humpelte; Verwundete, sich gegenseitig ihre zerschossenen Glieder stützend; hin und wieder sprang eine mitleidige Rothose zur Hilfe bei. Genau wurde alles visitiert, vielfach den Leuten das Geld abgenommen, immer die wenige Wäsche, der Fernsteecher, die Taschenlampen, die kleinen Messer. Argwöhnische Augen traten mich forschend, beschauen meine Binde, deren Stempel der Regen ausgewaschen hat, ich begegne ihnen kalt. Plötzlich höre ich einen Befehl. Zwei Mann mit aufgepflanztem Bajonett treten neben mich. Mir rauscht es in den Ohren. — Spion! — Ich soll „füsiliert werden? — Nein, ach was! — Ein erregter Redner des Kaplans mit dem Leutnant. Genommen, ich verstehe nichts mehr. — Das ist doch keine Angst? Nein, wieso denn? — Füsiliert werden? — Es ist sehr kalt auf offenen Bahnsteigen. — Ich weiß nicht, aber plötzlich sind die beiden Soldaten vor mir am Rucksack des Kaplans, den er ihnen mit erregten Worten hinhält. — Dann ihe ich in einem Coupé dritter Klasse, mit verwundeten Franzosen zusammengepfercht, die mich anstarren wie ein wildes Tier; über eine halbhohe Wand höre ich die Stimme des Freundes her mit den Leuten eine Unterhaltung anzuknüpfen versucht. Ich weiß eigentlich nichts, was um mich vorgeht, aber der Befehl zu meiner Erschießung war schon gegeben geweben.

Rieile ins mittägliche Frankreich.

Der Zug fährt. Ich darf mich kaum in meinem Coupé rühren, in keine Verbindung treten mit dem Freund. Zwei Soldaten mit aufgepflanzten Seitengewehren beschauen scharf jede unserer Bewegungen. Sie schauen mich an, und ich starre sie an — dies Spiel dauert einige Zeit. Dann fragt mich der eine, ob ich französisch spreche, und nächtlich befriedigt von meiner Antwort, überschüttet er mich mit einem Schwall von Fragen: „Warum habt Ihr den Krieg gewollt? Ist Euer Kaiser verrückt? Brennt Berlin wirklich und ist Liebknecht tot? Gehört Bayern noch zum Reich? Aber Württemberg ist abgefallen?" Ich versuchte ihm klar zu machen, daß das alles Lügen sind, daß England der wirklich Schuldige am Kriege sei. Eine bayrische Stimme im Nebencoupé gebietet mir Schweigen. Ich betrachte meine anderen Mitreisenden, leichter verwundete französische Soldaten, die sich eine Zigarette nach der anderen drehen oder ein schmutziges Stück Brot kauen. Die Verbände sind sehr schlecht; aus einem tropft der Eiter auf den Boden. Die Montur ist furchtbar zerlumpt und beschmutzt. Ich habe noch ein Verbandpäckchen bei mir und mache einem der Kerle, einen neuen Verband, der ihn fast tot her brachte, dasselbe Liebeswerk. Die Gesichter werden etwas freundlicher; wir machen ihnen klar, daß wir keine Gefangene seien, sondern freiwillige Mitglieder des Roten Kreuzes; ich darf mit meinem Freund sprechen, sogar in sein Abteil gehen.

Der Zug fährt durch eine reiche wellige Gegend, der man nicht ansieht, daß der Krieg über sie hinweggegangen ist. An den Stationen staut sich das Volk vor unserm Abteil, zerschlägt die Fenster und überschüttet uns mit den gemeinsten Drohungen und Beschimpfungen. Zum ersten Male höre ich die Worte, die unsere ganze Reise begleiten sollten: Schimpfworte auf den Kaiser und Kronprinzen, und den alten Franzosenruf: „Mitraille les sales Allemands!" Den Landsleuten wird Obst, Brot, Schokolade, Wein und Tabak in wahlloser Menge hineingeworfen; wir bekommen nichts, ein wenig Schokolade und einen Schluck Kognak, den der Kaplan glücklich vor den gierigen Händen seiner Häscher verborgen hatte, muß uns aufrecht erhalten. Wie lange wird der Kaiser dauern; wo führt sie hin? Die Nacht bricht herein. Eine Wegmarke zeigt, daß wir kaum 30 Kilometer von Paris entfernt sind. Es wird immer schlimmer. Die Leute verrichten die Bedürfnisse ihrer verdorbenen Mägen einfach ins Abteil. Der elle Dunst mischt sich mit Verwesungsgeruch und Brandschwaden, der von draußen kommt. Wir fahren durch ein ausgebranntes Dorf.

Waren die Deutschen schon so nahe Paris? Und wie steht es jetzt mit ihnen? Wir wissen es nicht. Ich ziehe die Füße in Knietellung auf die Bank und in diesem Hocken verbringe ich die eisig kalte Nacht, ohne den Schutz einer Deck- oder eines Mantels, ohne die Möglichkeit, den übermüdeten Körper ein wenig zu strecken, den Magen geschnürt vor Ekel. Dabei immer der nagende, schmerzvolle Gedanke an die zurückgebliebenen Freunde in Reims. Es ist furchtbar!

Am Morgen passieren wir Meaux. Gleich darauf muß unser Zug stundenlang warten, um große Kolonnen Engländer in radelloser Ausrüstung vorbeizulassen. Das Gewehr mit dem Kolben über die von Gummimänteln geschützten Schultern ziehen die „Bisquits" Schritt auf Schritt in musterhafter Ordnung an uns vorüber, dann kommt Kavallerie auf prächtigen Pferden, Feldartillerie mit blinkenden Geschützen, Train mit mächtigen Autobussen aus allen Teilen Englands. Das an die Verlobderung französischen Militärs schon gewohnte Auge muß staunen, und doch sind diese Söldner die ersten, die Fersengeld geben, wenn es ernst wird. Wir sitzen dumm in unserem Abteil. Frost und Magenkrämpfe schütteln unsere Glieder. Unter Bedeckung von drei Bajonetten darf ich mir unter höhnischen Zurufen ein Plätzchen unter einem Strauch suchen. Wie mag es den Verwundeten dort in den offenen Viehwagen gehen? Wir dürfen nicht zu ihnen, um Trost und geringe Hilfe zu spenden.

Am Nachmittag kommen wir nach Epernay, volle 24 Stunden haben wir für eine Strecke gebraucht, die sonst in dreifter Verbindung in einer halben Stunde zurückzulegen ist.

In der zweiten Nacht fahren wir im Bogen um Paris. Eine ungeheure Lichtflut lagert über der gefährdeten Stadt; unzählige mächtige Scheinwerfer suchen rastlos den Himmel ab. Höchstgesteigerte Angst und Besorgnis lastet auf allen Gesichtern. Hier den Namen „Zeppelin" nur aussprechen, würde sicherer Tod sein. In einem Faubourg macht der Zug Rast. Es finden sich einige katholische Geistliche in Soldatenuniform, die sich unserer etwas annehmen, uns ein wenig warmen Tee, einige Zigaretten verlorgen. Immer wieder wird an uns die gleiche Frage gestellt: „Pourquoi faites vous la guerre? Mayes — vous aussi des femmes des enfants?" So wenig kennt das französische Volk die Wahrheit.

Die Nacht vergeht und wieder kommt ein gleicher Tag. Orleans, Tours. Immer Drohungen, die gleichen Beschimpfungen. Der Bahnhofvorstand ist sehr hart im südlichen Frankreich: man fürchtet wohl nicht mit Unrecht antimilitaristische Attentate. Wieder bedarf es einer bis an die Zähne bewaffneten Eskorte, um uns zum Abort zu führen. Keine Möglichkeit, auch nur die Hände zu waschen. In Orleans will ein Mitleidiger mir in meinem aus einer Konservenbüchse hergestellten Becher warmen Tee füllen, ein besessenes Weib, Dame des Roten Kreuzes, schlägt ihn mir aus der Hand unter dem Hohngelächter der Menge. Die dritte Nacht beginnt. Limoges, irgendwo im Süden Frankreichs, soll unsere Endstation sein. Der schöne Traum von einer Auslieferung in die Schweiz ist längst begraben; unsere Karten sind uns genommen worden. Um 4 Uhr langen wir an. Unseren allzu bescheidenen Wünschen scheint die Aufnahme im Croix rouge des Bahnhofs herrlich; wir dürfen uns waschen, bekommen eine Tasse halbwarmer Suppe. Die deutschen Verwundeten werden in großen Leiterwagen vorgeschafft. So elend sehen die armen Kameraden aus, daß einem das Herz brennt. Wir müssen warten. Zwei deutsche gefangene Offiziere, ein Feldunterarzt, zwei deutsche Sanitäter werden uns zugeselt. Sie berichten von ihren Leiden.

Die „Grande Nation".

Die fünf Menschen zusammengepfercht mit drei schwer verwundeten deutschen Offizieren, einem tetanuskranken Leutnant in wilden Fieberdelirien machen den drei Tage und drei Nächte langen Transport zusammen, halb angekleidet, ohne Stroh und ohne Decken. Die Begleitmannschaft im Nebenabteil lärmt und läßt es sich gut sein; nichts fällt für die Verwundeten ab, die hungern und dürsten müssen. Ein Tetanus-Kranker und 80 Stunden kein Tropfen Flüssigkeit! Die Soldaten spucken über die halbhohen Wände und beweisen ihre gute Laune in wohlgezielten Kaffenschüssen. An den Stationen reißen sie die Fen er auf und rufen der harrenden Menge zu: „Das sind die deutschen Offiziere, die in Chateau Thierry eure Frauen geschändet und den Mädchen die Brüste abgeschnitten haben!" (Eine beliebte Kriegsfabel.) Der gesittete Mob aus dem Bahnhof reißt die Türen auf, und schwelgt in unflätigsten Beschimpfungen und wildem Speien. Man versucht, die Hilflosen aus dem Abteil zu zerren, reißt ihnen die Verbände ab; erst die Abfahrt des Zuges setzt den Roheiten ein Ziel.

Ein Major verlangt den Helm eines Leutnants als Souvenier". Er wird ihm verweigert. Er versetzt dem Verwundeten einen Faustschlag ins Gesicht, daß die Kopfwunde platzt.

Aus den offenen Viehwagen der deutschen Verwundeten wird das wenige Stroh herausgerissen. Die Bürstnisse müssen im Wagen verrichtet werden. Keine Nahrung, kein Trunk, außer einigen Broten und ein wenig Kaffee, den Engländer reichen. Franzosen reißen das Brot heraus, beschmieren es mit Kot und werfen es dann den Deutschen wieder zu.

Ein Mann mit Kopfschuß soll einen französischen Verwundeten böswillig gestoßen haben. Ist das möglich? Er wäre doch längst in Stücke gerissen! Er soll erschossen werden. Es gelingt mir, den Arzt zu überzeugen, daß der Mann verrückt sein muß. Das rettet ihm sein Leben.

Ein verwundeter Offizier hat noch gerade die Kraft, das Bajonett eines Begleiters beiseite zu stoßen; sein schwerverwundeter Begleiter wird von den fliehenden Franzosen mehrfach durchbohrt.

Ein französischer Soldat unserer Begleitmannschaft erklärt mir lachend, wie leicht er Dumdum-Geschosse für les sales Allemands durch Einkerben herstellen könne.

Der tote Tetanus-Kranke bleibt über zwei Tage zwischen den anderen liegen trotz allen Protestes; man wartet, bis auch die anderen sterben. Ein Oberarzt wird trotz der Rote Kreuz-Flagge von Chasseurs d'Afriques im Felde in seinem Auto gefangen genommen. Er muß zwei Tage in strömendem Regen neben den Pferden des Wagens verbringen. Briefe seiner Braut werden hohnlachend verbrannt. Er sieht abgedeckte Scheunen, wo verwundete Deutsche tagelang ohne Pflege und Nahrung auf faulendem Stroh im strömenden Regen liegen. Man verbietet ihm jede Hilfeleistung.

In des Feldlazarett eines anderen Arztes, einer Kirche, schleppen die Kameraden ein. Jeder der es zu verlassen sucht, wird von den französischen Posten erschossen.

Ein Apotheker in Limoges geht durch das Lazarett und erzählt den Verwundeten, die keine Nachricht aus der Heimat haben, die Deutschen seien in voller Flucht über den Rhein. Köln werde bombardiert, Berlin stehe in Flammen, die Russen verwüsteten das ganze Land, der Kronprinz habe Selbstmord begangen.

In der Kaserne Benedictus.

Scharfer Karbolgeruch quoll uns entgegen, als wir unterm alten mächtigen Torbogen her über Treppen und Stiegen in die Säle, die für die deutschen Verwundeten bestimmt waren, kamen. Der große neue Transport war schon zum größten Teil in den noch vorhandenen Betten untergebracht. Diese mußten sich mit einem Strohsack auf dem Boden begnügen. Der erste Eindruck des französischen Militärlazarettes war schlecht. Elendster Schmutz und Staub starrte, wohin das Auge traf. Die Betten, in verrosteten Stellen, waren mit einem grauen Laken bezogen, eine Art Pferdedecke diente als Untertuch. Doch hatten wir nicht Zeit, lange Reflexionen anzustellen. Wir wurden zum Kommandanten zur Aufnahme unserer Personalien Wieder lang ist über den Kasernenhof, wo halbeingekleidete Jungmannschaft, Bassermannische Gestalten und Zuaven zählen, neugierig umdrängt, befragt und zum Teil beschimpft von den Untätigen. Ein freundlicher elsässischer Dolmetsch nahm uns unter seinen Schutz und hat uns auch später wertvolle Dienste geleistet. Die Franzosen sind gegen die Elsässer und deutschen Kameraden sehr freundschaftlich. Sie werden von ihren Kameraden vielfach abgefondert, bekommen reichlich zu essen und werden in jeder Hinsicht bofiert. Sie dürfen in angenehmer, unauffälliger Begleitung die Kaserne verlassen und werden in den Kneipen der Stadt ost Gegenstand rührender Ovationen. Dabei war es uns eine Freude, einen sagen zu hören: „Ich lege keinem von den Biestern mehr, daß ich aus dem Elsaß bin!" Doch hat man leider auch von anderen Schlimmes gehört.

Der Kommandant, das Urbild eines altfranzösischen Kavaliers, empfing uns mit vollendeter Höflichkeit. Nachdem wir uns — endlich einmal — gewaschen hatten, gingen wir an unsere Arbeit. Hunderte von Verbänden mußten erneuert, Hunderte von Wunden nachgesehen und gereinigt werden. Welche dankbaren Augen sahen wir, die uns fast die erlragenen Leiden vergessen ließen. Die Leichtverwundeten wurden zur Hilfe angestellt: sie kehrten und schrubbten mit Feuereifer und gegen Mittag war schon deutsche Ordnung und Sauberkeit in den verwahrlosten Räumen eingekehrt. Ein Zug von Zufriedenheit verbreitete sich langsam über die abgehärmten Gesichter. Hier im Lazarett war die Behandlung gut: aus der Kantine konnte Tabak, Schokolade, Brot erworben werden. Zu Mittag gab es eine kräftige Suppe mit Fleisch. Für alle gleich, ohne Rücksicht auf die Art der Verletzung. Bier Tetanuskranke wurden isoliert; es gelang mir, gegen eine Leutnants-Achselklappe eine Morphiumspritze einzutauschen; Morphium nahm ich aus Versehen aus der Apotheke der Kaserne, wo ich Verbandstoff holte, mit; so konnte ich den armen Todgeweihten wenigstens eine Erleichterung verschaffen. Außerordentlich fleißige, willige und tüchtige Arbeiter waren die französischen Sanitätssoldaten, deren Ausbildung und praktisches Verständnis weit über das Gewöhnliche hinausging.

Des Lazarett, das zuerst eine Hölle schien, wurde zu allmählich eine wirkliche Stätte des Friedens. Die deutsche Unverwüstlichkeit brach nach den entsetzlichen Leiden der letzten Tage überraschend schnell wieder durch. Opiumbillen halfen gegen die allgemeine Krankheit. Mit Humor wurde auf das überraschte, nichts ahnende Ungeziefer Jagd gemacht und mancher Russe und Franzose erschlagen. Ein humaner Befehl des Kommandanten gab den Leichtverwundeten die Erlaubnis, in den Kasernenhof hinunterzugehen. Wasser zu holen und in der Kantine für ihre Kameraden Besorgungen zu machen. Deutsches Geld zu wechseln war allerdings sehr schwierig; für 20 Mk. in Gold wurden 11 Franken geboten. Auch hier versprach der Kommandant Abhilfe. Ein reger Tauschhandel in Knöpfen entwickelte sich; jeder Stabsranzge wollte ein Andenken an den „Begreichen" Krieg von 1914 haben. In zwei Monaten, war die allgemeine Ansicht, werde das ungeheure Ringen zu Ende sein, Deutschland gedehmütigt im Staube liegen und der deutsche Bundesstaat wieder in tausend kleine Fürstentümer zerfallen. Es kam sogar etwas wie Mitleid mit dem gefallenen Riesen durch. Wenn sie nun immer wieder erzählten, das französische Heer habe den Rhein schon überschritten, so konnte man ihnen nur versichern, Magdeburg sei auch bereits genommen.

Wir durften frei umhergehen, wurden, wahrscheinlich infolge eines strengen Befehls, nicht belästigt und speisten in der Messe der jungen Aerzte, mit denen uns schon in erster Stunde eine gewisse Freundschaft verband. Die unseren Verwundeten sehr zugute kam. Erstaunlich diese der jungen Leute sprachen etwas deutsch, hatten aber in der Mehrzahl eine fast verrückte Ansicht von Deutschland. Die Unlust der Franzosen für Reisen und die damit verbundene Unkenntnis der Stärke anderer hat sich gerade in dieser Kriegs zeit gerächt. „Ich weiß nicht, wieso soll es bedeuten!" intonierte einer der Franzosen, und ganz harmlos wurde auch die „Wacht am Rhein" gesungen. Am 2. Tage wurde uns mitgeteilt, daß wir am anderen Tage, morgens um 5 Uhr, nach der Schweiz abgeschoben würden; der wackere Doktor Pannet, Feldlazarett 7, erklärte mich einige Tage bleiben zu wollen. Am Mittag wurden die beiden verwunteten Offiziere mit einer großen Menge der ganz leicht Verletzten nach Chaors, 100 Kilometer südlicher, in die Gefangenschaft abgeführt. Zuerst mußten sie einen Schein unterschreiben, in diesem Krieg nicht mehr gegen die Verbündeten die Waffen führen zu wollen. Mit einem festen Händedruck schieden sie von uns.

Die edle, gastfreie Schweiz.

Am 20. September, morgens 5¼ Uhr, saßen wir wieder im Zuge, diesmal von freundlichen Gendarmen begleitet. Die vier Sanitäter waren mit uns und außerdem trafen wir noch neun Militärärzte an, die vom Kriegsschauplatz über Limoges ohne Unterbrechung nach der Schweiz befördert werden sollten.

Wieder die Pöbeleien der Menge auf der Strecke; die Gendarmen wiesen sie zurück und verhängten auf den Stationen die Fenster. Wir konnten ihnen Geld zur Besorgung geben, und so brauchten wir nicht zu hungern. Die Nacht verbrachten wir in einem zweiten Klasse-Wagen der P. M. auf einem toten Gleise. Am unangenehmsten machte sich die Kälte fühlbar. Zum Waschen kamen wir wiederum nicht. Zeitungslesen wurde streng verboten. Immer hatten wir unter den Insulten der Bevölkerung zu leiden. Einem Arzt wurde, als er sich am Absent- aus dem Fenster beugte, die Mütze vom Kopf gerissen und kam nicht wieder zum Vorschein.

Wir passierten Lyon und hatten ein schreckliches Rangieren mit einem Pferdegespann zu überstehen. Als uns eine lächerliche Suppe mit einem Franken berechnet wurde, protestierten wir empört, so erhöhte die nahende Schweiz unseren Mut.

In Amberieu kamen wir sogar eine wundervolle Suppe von Damen des Roten Kreuzes im Zuge serviert, siedelten in die zweite Klasse über, schliefen darin und wurden am andern Morgen in einem D-Zug einrangiert. Ein letztes Gebrüll von seinem Grenzort, und dann waren wir in der Schweiz.

Auf einmal war die Natur schöner, wurde es wieder wert, sie zu beschauen; und wundervoll, das bis dahin regnerische Wetter klärte sich auf und die ersten Sonnenstrahlen seit langem wärmten wieder unsere Gesichter. In Genf empfing uns der Kommandant persönlich. Ein Hurra der deutschen Kolonie schallte uns entgegen, in das sich Hoferufe mischten. Frohe Botschaft, frohe authentische Nachrichten erreichten uns wieder. In Droschken ging es zur Kaserne zu einem herrlichen Mahl, nachdem wir uns gewaschen und rasiert hatten.

Am Nachmittage verabschiedeten wir uns mit vielem Dank von dem gastlichen Kommandanten, und in Begleitung eines Offiziers fuhren wir in den schönen Schweizerwagen der Heimat zu, vorbei an den lachenden Ufern des Genfer Sees im Angesicht der Alpen. Man konnte glauben, man wäre auf einer frohen Ferienreise. In Lausanne, in Bern wurden wir mit Liebesgaben überschüttet. Unsere Soldaten erhielten Hände voll Zigarren und Zigaretten von ihren eidgenössischen Kameraden zugesteckt und tauschten manchen warmen Händedruck. Allenthalben klang wieder der traute Ton deutscher Zunge an unser Ohr.

In Basel kamen wir eine Stunde vor Mitternacht an. Der Kommandant hatte es sich nicht nehmen lassen, uns persönlich abzuholen und Quartier im besten Hotel der Stadt zu machen. Noch bis in die tiefe Nacht saß er mit uns beim Bier zusammen. Er hatte manches gegen uns ins gehört. Kein Franzose hatte sich über die Behandlung, die er in Deutschland fand, zu beklagen brauchen. Am anderen Tage mit Hurra über die deutsche Grenze und dann den Rhein hinunter zur Heimatstadt.

Vor Epinal.

An der Etappenstraße.

Am brittten Tage wurden wir Truppen der vorderstem Linie abgelöst. Seit zweiundsiebzig Stunden lag die Infanterie im Schützengraben, die Kanoniere hinter den Geschützen. Es langt, wenn man seit drei Wochen im Felde steht, in täglicher engster Fühlung mit dem Feind.

Seltsam ist es, wie rasch sich die Begriffe ändern. Ungewohntes wir Gewohnheit wird. So vermißt man in den ersten Rastlagen bestimmt etwas, als nicht zum Morgen- und Abendgruß die französischen Granaten vor Tür und Fenster krachten. So erstaunte man, daß Orte existierten, in denen es noch reichlich Lebensmittel gab, sogar richtiges Brot und in denen wahr — und wahrhaftig frisches Bier verzapft wurde.

Die Batterien kampierten vor dem Ort, und gleich am nächsten Morgen holten Sattler, Schuster und Schneider ihr Handwerkszeug von den Vorrasswagen und begannen ein fieberhaftes Arbeiten. 3 Wochen Felduug spürt auch die neueste Ausrüstung: da gibt es manchen Riß zu flicken, manchen Riemen zu nähen. Die Feldschmiedeen lohten unter dem Blasebalg. Das Geschäft der Pferde kann erneuert, diese selbst von Veterinär gründlich untersucht und in Kur genommen werden. Man baut sich behagliche Zelte, kocht nicht in Eile, sondern mit Sorgfalt und Raffinement sein Essen und kann sich vor allem waschen und feine Unterkleider wechseln.

Glonville ist unser Rastort, unweit Benaerat, das wir vor Tagen in siegreichem Vorgehen passiert. Jetzt erinnern hier nur mehr der ferne Kanonendonner, sowie die zusammengeschossenen Häuser an den Krieg. Im übrigen sind die Dörfer sauber aufgeräumt, die Leichen und Pferdekadaver eingegraben und an den Straßen die nach der Heimat hin führen, ist der ganz vielfältige und komplizierte Dienst der Etappen eingerichtet, der dazu dient, die Kriegsmaschine in Gang zu halten.

Die leichten Munitionskolonnen, die Lebensmittel- und Futterwagen sind sonst das einzige, was der Frontsoldat von dem ganzen Verpflegungs- und Nachschubdienst sieht. Er schimpft, wenn er nicht richtig funktioniert, aber er hat nur eine sehr unklare Vorstellung von seinem Umfang und seiner Vielseitigkeit.

Einen kleinen Begriff davon bekommt der Ordonnanzoffizier, der bei eiligem Nachtritt zwischen die Kolonnen und Trains gerät. Endlose Wagenzüge kommen von der Front, ziehen dorthin: leere Kolonnen, die zu den Munitionsdepots fahren, gefüllte, die zur Front zurückkehren, Sanitätswagen und Bauernfuhrwerke mit Verwundeten, Feldküchen, große Bagagen und Fuhrparkkolonnen in unabsehbarer Folge.

Jedoch in ihrer ganzen Größe ermessen kann man diese Organisation erst, wenn man sie hier an den Etappenstraßen sieht, einige Ziffern hört, die den täglichen Bedarf auch nur eines Armeekorps ausmachen. Was ist alles nötig an Etappen, an Depots und Magazinen, an Lazaretten und Pferdesammelstellen, um die Truppen da vorn schlagfertig und frisch zu erhalten. Sie sind die glänzende Fassade des tief gegliederten Heereskörpers, aber sie ist wehrlos, wenn die Kolonnen mit frischer Munition ausbleiben, sie geht zugrunde, wenn der Nachschub versagt. Verwundern muß man die Leistungen von Train und Intendantur, man mag mitunter auch ihre Offiziere und Mannschaften beneiden, wenn man sieht, wie viel bequemer und besser als wir sie in Sicherheit hinter der Front leben, aber tauschen, — tauschen möchte doch keiner von uns mit ihnen.

Nicht nur der Körper ruht in diesen Tagen. Was zurückgedrängt war von den Eindrücken täglicher Kämpfe kehrt wieder, die Erinnerung an das Leben, das wir mit dem Tage verließen, als wir ins Feld zogen, und das so weit, ach so weit zurückliegt.

Opfer hat der Sieg gefordert, aber keine Zeit zur Trauer blieb. Zwei Freunde reiten am Morgen nebeneinander am Abend ist der eine tot. Jetzt erst ist des Krieges Not in furchtbare, persönlichste Nähe gerückt: Tot! Undritt am Morgen doch an meiner Seite, erzählte, lachte noch! —

Hinter der Front, im ganzen Etappengebiet, liegen die Lazarette: Feldlazarette erst, dann die Kriegslazarette. Und weiter geht der Strang, der von der Front das Leid nach rückwärts führt bis in die Heimatslazarette im eigenen Land.

Jetzt erst ist Zeit, nach den Kameraden zu sehen, die die Kugel traf. Freilich, die Leichtverwundeten sind schon fort, muß irgend transportfähig war, ist nach rückwärts geschafft. Nur die Schwerverwundeten liegen noch in den Feldlazaretten.

Drei Feldlazarette sind in Accreilles, unweit Glonville. Eine ehemalige Spinnerei ist das eine. Still ist es jetzt in den Sälen, in denen vor wenig Tagen noch tausend Spindeln schnurrten. In Reihen aufmarschiert stehen hintereinander die Maschinen, verlassen und tot, noch Garn an den Spulen. Bläuliches Licht fällt durch die Fenster, dämpft wohltuend die grelle Helle des Tages über den Strohschütten, auf denen die stummen Männer liegen.

Im nächsten Lazarett ist ein Regimentskameraß gebettet. Ein Granatsplitter zerriß den Leib. Bleich und eingefallen ist das Antlitz, das die Barttsoppeln decken. Und doch eine viel rührende, beschämende Dankbarkeit leuchtet darin für den kurzen Augenblick, den der Gefunde dem Schwerverletzten schenkt.

Im Vorbeigehen noch eine Frage an den Arzt: „Wird er durchkommen?" Gewohnheitsmäßig zucken die Achseln: „Wir hoffen."

Bitter, bitter steigt es im Herzen auf. Es muß heruntergewürgt werden. Ungeduldig scheuen die wartenden Pferde. Seit ein paar Tagen liehen sie untätig. In die Bügel, und köstlich fühlt der Körper unter sich den bebenden Pferdeleib, spürt den Willen, der sich dem eigenen beugt.

Nie war stärker, unmittelbarer das glückselige Gefühl zu leben. Und während das Pferd zum Galopp ansetzt, füllt nur ein Gedanke Sinn und Herz: O leben! leben! leben!

Colin Ross.

An Bord der „Emden"

Der „Times" wird aus Colombo (Ceylon) gemeldet, daß sich ein Vetter des deutschen Kaisers an Bord der „Emden" befinde, welche in den dortigen Gewässern den Handelsschiffen lästig wird. Einem gefangenen britischen Oberst von einem der Handelsschiffe sagte der Kommandant des Kreuzers, daß er wohl damit rechne, von englischen Kriegsschiffen angegriffen zu werden, daß er es dann aber den Engländern schwer machen würde.

Mit dem Vetter des Kaisers ist der Prinz Franz Joseph von Hohenzollern gemeint, der als Leutnant zur See auf S. M. S. „Emden" kommandiert ist. Der Prinz, der im 24. Lebensjahr steht, ist ein Sohn des Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen und Schwager des Exkönigs Manuel. (B. T.)

Panorama von Warschau.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853246-191410057/fragment/page=0002